

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Riddersholm.

Novelle von Antonie Heidsieck.

(Fortsetzung.)

Und es rang und kämpfte in Graf Holms Herzen. Ein schweres, furchtbares Geschick war über dem Haupte seiner Tochter dahingezogen, soviel konnte er aus den Worten des Kindes entnehmen; hatte sie schwer gefehlt gegen ihn, so hatte sie auch hart gesühnt; als Bettlerin, die von niederer Leute Gnade gelebt, kehrte Hertha Holm zur Heimat zurück. Nein, verstoßen durfte er sie nicht, die Kinder nicht, das Vaterhaus mußte ihr offen stehen, wenn auch nicht das Vaterherz. Sie trug den verhaßten Namen, ihre Kinder trugen ihn, Olaf und Wanda Ridders seine Enkel! Das war nicht ungeschehen zu machen; so nahm er denn die Gräfin Ridders auf, Hertha kehrte ihm nicht zurück, die war ihm gestorben für immer.

„Zeige dem Manne, wo Deine Mutter und Schwester sind, Knabe," sagte er, und zu dem Haushofmeister sich wendend, fügte er hinzu: „Man soll die Zimmer meiner Tochter zurechtmachen für die Frau Gräfin Ridders und ihre Kinder, und wenn die Dame hier ist, soll man mir es melden."


Kaiserin Elisabeth-Denkmal in Salzburg. (Mit Text.)

„O, ich danke Dir, Großväterchen," jubelte nun das Kind, das herbe Leid für den Augenblick vergessend, das die Mutter drückte, und das auch schwer auf seinem Leben lastete. Es hatte wieder ein Obdach, hatte einen Großvater gefunden, nun wähnte es sich geborgen vor allen Fährlichkeiten des Lebens.

Todmüde von langer Wanderung war Hertha, das Kind im Arm, neben dem Stamm eines Baumes auf dem hartgefrorenen Schnee zusammengesunken, nachdem sie ihrem Knaben Schloß Holm gewiesen. O, wie schlug ihr das Herz bei dem Gedanken: ihr Knabe in Schloß Holm vor dem Großvater. Sie hörte das Meer brausen und zischen, liebe bekannte Töne. Ach, wie gern hätte sie es wieder gesehen in seiner Großartigkeit, gepeitscht vom Herbststurm, aber ihre Kräfte reichten nicht mehr so weit, mit dem Kinde im Arm die beschneite Düne zu erklimmen. Es sang auch ihr ein Schlummerlied, der müden Wanderin, und hätte sie bei Nachtzeit das Schloß erreicht, man hätte sie wohl vom ewigen Schlummer umfangen gefunden. Rechtzeitig weckte sie jetzt noch die Stimme ihres Sohnes, der eilig dem Haushofmeister voranlief und der Mutter entgegenrief: „Komm, Mütterlein, schnell, Großpapa erlaubt es."

„Gerettet," klang es in Herthas Seele, und mit einem Dankgebet gegen Gott im Herzen stand sie auf und folgte ihrem Knaben in das Haus ihres Vaters, das ihr des Kindes Bitten eröffnet hatte. In der Halle gab sie die kleine Wanda der alten Schaffnerin, die sie einst auf ihren Armen getragen, und folgte willenlos Olaf, der sie an die Hand nahm und mit sich zog.

Max v. Puttkamer. (Mit Text.)

„Hier ist Großpapa, Mütterchen," sagte er, die Thüre zu Alexander Holms Gemach öffnend und die Mutter hineindrängend; „nun mache Großpapa wieder ganz gut, nachher komme ich auch." Damit schloß er die Thür hinter der Mutter, in dem richtigen, wenn auch unbewußt empfundenen Gefühl, daß er nicht Zeuge dieses ersten Wiedersehens sein dürfe.

Vater und Tochter sahen sich wieder nach zehnjähriger Trennung. Aber nicht glücksfroh breitete der Vater der Heimgekehrten die Arme entgegen, und sie wagte nicht an das Herz zu eilen, das sie so schwer getroffen; denn er war formell aufgestanden und ihr einige Schritte entgegengegangen, als ob er eine Fremde empfing, dann war er stehen geblieben in ceremonieller Haltung, die ihr das: „Bis hierher und nicht weiter" verkündete.

Die ersten Silberfäden hatten sich durch Alexander Holms Haar gezogen, als Hertha gegangen; eine kraftlose Greisengestalt mit schneeweißem Haar sah sie wieder. Ein Stich ging bei diesem Anblick durch ihr Herz, denn sie mußte sich sagen und sagte sich: „Das ist mein Werk!" Kalt und finster glitten des Grafen Blicke über die blühende, schöne Gestalt seiner Tochter. Schlank und groß, die üppigen blonden Flechten um das Haupt geschlungen, so stand sie vor ihm, eine echte Nordlandsschönheit, wie Freia oder die Walküren der nordischen Mythologie. In diesem Augenblick vergaß sie, daß sie Gattin und Mutter, jetzt war sie nur Tochter, der der Vater als unerbittlicher Richter gegenüberstand, das fühlte sie aus seiner abweisenden Haltung heraus. Riesengroß däuchte ihr die Schuld gegen denselben, und flehend stammelte sie das Wort: „Vater!"

„So darfst Du mich vor Deinen Kindern und der Dienerschaft nennen," begann er in kaltem Tone, „äußerlich werde ich Dich stets als meine Tochter behandeln, vor meinem Herzen bist Du es nicht mehr. Hertha Holm ist tot für mich, und obgleich die Gräfin Ridders den Namen meines Feindes trägt, werde ich der schutzlosen Frau und den unmündigen Kindern meinen Schutz nicht entziehen, denn ich kann Dich nicht als Bettlerin in die Welt hinausstoßen, so lange meine Augen offen sind. Du weißt jetzt, wie wir beide miteinander stehen; wage nie, diese Grenzlinie überschreiten zu wollen, denn Du hast mehr verschuldet, als ich Dir verzeihen kann."

Da ergriff sie des Vaters Hand, drückte in überströmendem Gefühl einen innigen Kuß darauf und sagte: „Ich danke Dir, Vater, im Namen meiner Kinder; seit ich selbst Mutter bin, weiß ich, wie schwer ich gegen Dich gefehlt. Aber eine Bitte gestatte mir um meiner Kinder willen. Du weißt von Olaf, mein Mann ist Gefangener Christian II.; er kämpfte mit Sten Sture, dessen Freund er war, wider den Dänenkönig. Du bist König Christians

Anhänger, Du warst der erste, der für Unterwerfung sprach, ich weiß es; der jetzige Herrscher Schwedens ist Dir zu Dank verpflichtet, ein Wort von Dir, und er wird Gnade gewähren, dem Vater meiner Kinder."

„Was, ich soll für einen Rebellen sprechen und ihn der wohlverdienten Strafe entziehen? Nimmermehr! Ich bin ein pflichtgetreuer Unterhan König Christians. Käme Dein Mann je hierher, so würde ich ihm gegenüber meine Pflicht thun und ihn seinem königlichen Richter ausliefern."

Da kam Olaf ins Zimmer gesprungen.

„So, nun vertragt euch wieder und gebt euch die Hände," sagte er, beider Hände ergreifend und ineinander legend. „Und nun bist Du nicht mehr böse auf Mütterchen, nicht wahr, Großväterchen?" Nach Kinderart verlangte er aber weder eine Antwort, noch ließ er dem Gefragten Zeit zu einer solchen.

„Jetzt komm, Mütterchen, wir wollen Wanda dem Großvater bringen." Ebenso schnell, wie er gekommen, war er auch wieder verschwunden, erwartend, daß die Mutter ihm in derselben Eile folgen würde. Diese fragte: „Du erlaubst wohl, daß ich Dir das Kind bringe, Vater?"

„Thue es," lautete kühl die Antwort des Greises.

Gesenkten Hauptes verließ Frau Hertha das Zimmer; sie sah ihn nicht, den Blick, mit dem der Vater ihr nachschaute, ahnte nicht, daß die tiefe Reue der Schuldbewußten soeben der Göttin Liebe die Waffe in die Hand gedrückt zum Kampf gegen den Dämonen Haß.

Das war das erste Wiedersehen von Vater und Tochter nach zehn Jahren, mehr hatten sie sich nicht zu sagen, die Schuldige hatte von dem Richter ihr Urteil empfangen. Und das Meer brauste und zischte, es rauschte die Mähr von der Liebe und dem Haß, die um die Herrschaft stritten.

Ein neues Leben herrschte fortan in Schloß Holm. Gräfin Hertha hatte die Stelle einer Hausfrau eingenommen, und die Diener hatten sie willig als solche anerkannt. Mit Liebe und Sorgfalt pflegte sie den alten Vater, dem die Pflege wohlthat, und stillschweigend ließ er sich gefallen, was sie auch stillschweigend als etwas Selbstverständliches geben mußte, wenn er es annehmen sollte. Sie war ihm zuerst als eine Fremde entgegengetreten, in seiner Erinnerung lebte das Bild der achtzehnjährigen Jungfrau, die ihn verlassen, und erst allmählich fand er in der reifen Frauenschönheit seine Hertha wieder. Die Kinder so wenig wie die Diener ahnten, daß die Aussöhnung zwischen Vater und Tochter nur eine äußere war, von der das Herz nichts wußte. Die Kinder brachten Unruhe in die Stille, die zehn Jahre in Schloß Holm geherrscht. Das lange verschlossene Zimmer des verstorbenen Hinrik, in das nur der Vater ab und zu eingetreten, ward dem Enkel erschlossen, der sich jubelnd des Spielzeugs des toten Knaben bemächtigte, das Graf Holm wie eine Reliquie bewahrt hatte. Die Berührung von der Hand dieses Knaben deuchte ihm keine Entweihung, ebensowenig, wenn die kleinen Finger nach Kinderart ihr Zerstörungswerk daran übten.

Aber Herthas Herz, es blutete fort und fort über das Schicksal des heißgeliebten Gatten; klaglos trug sie es vor den Kindern, vor dem zürnenden Vater, der ihren Kummer, ihre Sorgen nicht teilte, wie sie meinte. Ach, sie sah es nicht, wie oft das Vaterauge wehmutsvoll auf ihr ruhte, denn aus Stockholm war eine fürchterliche Kunde gekommen: in den Straßen der Hauptstadt war das Blut der Edlen des Landes geflossen, die wider König Christian gekämpft. Harald Ridders Name war unter den Hingerichteten nicht genannt, wohl aber der Swante Nielsens, der ja auch Sten Stures Freund gewesen. Frau Ida hatte, am Fenster ihrer Wohnung stehend, gesehen, wie das Haupt ihres Gatten unter dem Beil des Henkers gefallen, und war, weniger stark und kräftig als Hertha, bei diesem Anblick ihrer herzueilenden Dienerin tot in die Arme gesunken.

Das Stockholmer Blutbad war des neuen Herrschers Antwort auf den blutigen Widerstand, den ihm Schwedens Söhne geleistet, nicht durch Milde und Verzeihung bahnte er sich den Weg zum Thron. Die Eroberung, die er mit dem Schwert begonnen, vollendete er mit dem Henkerbeil, und statt die Herzen seiner neuen Unterthanen zu gewinnen, entfremdete er dadurch viele, die ihm bisher entgegengeschlagen. Zu diesen gehörte auch Graf Holm. Dem lebenden Bruder hatte er gezürnt, daß er wider den Landesherrn gekämpft, der große Versöhner Tod löschte alles aus, was seit zwei Jahren Alexander Holm und Swante Nielsen getrennt. Alexander gedachte der Jugendzeit, die er mit dem Bruder verlebt, und konnte den gewaltsamen Tod desselben nicht verschmerzen. Ein König, der mit dem Mordbeil wütete, statt das schönste, heiligste Vorrecht der Fürsten, die Gnade walten zu lassen, der war nicht würdig, die Krone zu tragen. Aber der Stolz der Holms ließ es nicht zu, daß er die Sinnesänderung eingestand, die er sich selbst anfangs noch ableugnen wollte; er hätte ja dann eingestehen müssen, daß ein Ridders den rechten Weg gegangen, während ein Holm geirrt, das konnte er der Gräfin Ridders am wenigsten sagen.

Die kleine Wanda, die den Vater nur wenige Monate gekannt, hatte denselben vollständig vergessen; über ihre Lippen kam nie eine Frage nach dem Papa; auch Olaf dachte selten an ihn, wenn er so froh und glücklich in Schloß Holm spielte und sein Großväterchen ihm alles erlaubte, was die Mutter ihm öfter verweigern wollte. Selten zwar, doch öfter fragte er: „Wann kommt mein Papa wieder?" und mit blutendem Herzen antwortete Frau Hertha stets: „Wenn der König es erlaubt," obgleich die Hoffnung auf ein irdisches Wiedersehen in ihrem Herzen erloschen war, seit der Nachricht von dem Stockholmer Blutbade.

„Weißt Du, Großväterchen, wenn ich groß bin, sammle ich lebende Soldaten und gehe zum bösen König, daß er mir meinen Papa wiedergiebt."

Diese Idee, die dem Knaben schon angesichts des brennenden Schlosses gekommen, kam ihm immer wieder, in Schloß Holm aber brachte ihn die Mutter jedesmal auf andere Gedanken; ahnte sie doch nicht, daß auch ihr Vater bereits in seinem Herzen Christian II. den bösen König nannte! Es war ein Abend im Dezember, der Sturm heulte um Schloß Holm, die Wogen brachen sich wildschäumend an der Düne, die das Herrenhaus schützte, der Schnee war in wilden Flocken den ganzen Tag herabgewirbelt, Nordlands Winter machte sich in seiner furchtbarsten Gestalt geltend.

Im Schloß hatten die Kinder herumgetobt, und Frau Hertha brachte eben die kleine Wanda zu Bett. Gern wäre Olaf, der sich im wilden Spiel gleichfalls müde gemacht, ihrem Beispiel gefolgt, aber so viel konnte er seiner Würde als älterer Bruder doch nicht vergeben, mit dem kleinen Ding schlafen zu gehen; er setzte sich daher in einen Lehnstuhl neben den Großvater, um fortan „ruhig" zu spielen. So war denn auch Pluto, der große Bernhardinerhund, entlassen, der ein getreuer Gefährte der Kinderspiele gewesen war. Nach kurzer Zeit kam der Haushofmeister und meldete: „Herr Graf, wir haben dem Pluto die Thür öffnen müssen, so wie er die Halle hinunterkam, wurde er so unruhig, und nun einmal im Freien, setzte er in wilden Sprüngen dem Walde zu.

„So sollen Fackeln angezündet und eine Tragbahre bereitgehalten werden, um ihm zu folgen, falls er, wenn er zurückkommt, Zeichen giebt, daß er etwas gefunden," befahl der Graf.

Der Haushofmeister entfernte sich; Olaf aber fragte begierig, was das bedeute. Der Großvater erklärte ihm, daß diese Hunderasse die Witterung habe, wenn ein Mensch tot oder halb erfroren in der Nähe des Schlosses liege, und nun war der Knabe durch kein Bitten und Zureden zu bewegen, zu Bett zu gehen, bis der arme Mann, der in Gefahr war, zu erfrieren, durch Pluto gerettet sei. Er legte sich auf den Teppich und schlief ein, wachte aber auf, als nach einer Stunde der Haushofmeister wieder eintrat und meldete, daß man wirklich jemand gefunden, der in Decken gehüllt auf einer Tragbahre unten in der Halle liege.

In kindlicher Lebendigkeit eilte Olaf die Treppe hinab, wagte aber nicht, die Decke zurückzuschlagen, die den erstarrten Körper bedeckt, und Mütterchen, die den alten Großvater auf der Treppe stützte, ging für seine Ungeduld viel zu langsam. Endlich stand Gräfin Hertha an der Bahre, zog mit fester Hand die Decke zurück und — sank mit einem Wehelaut an dem regungslosen Körper nieder.

„Mein Papa!" schrie der Kleine und warf sich weinend auf die herabhängende Hand desselben, die er mit Küssen und Thränen bedeckte.

Stumm stand Graf Holm. Da lag ein schöner, bleicher, junger Mann, dem das volle, dunkelblonde Haar, von Schneeflocken bedeckt, wild um den Kopf hing, ein Ridders, Olafs und Wandas Sohn, machtlos in seine Hand gegeben, unter dem Dach des Feindes seiner Eltern. War er tot, so hatte er im Sterben gesühnt, was er dem Vater seiner Gattin gethan, lebte er, so konnte Graf Holm Rache am Geschlecht seines Feindes nehmen.

„Frau Gräfin, ermannen Sie sich," bat der Haushofmeister, „und gestatten Sie uns, Wiederbelebungsversuche anzustellen; es ist ja möglich, daß noch nicht alles Leben aus diesem erstarrten, aber doch jugendkräftigen Körper entflohen ist."

Aber da richtete sich Gräfin Hertha hoch und stolz auf, schützend stand sie vor dem Gatten und rief erregt mit blitzenden Augen, eingedenk der Worte ihres Vaters: „Niemand soll an ihn heran, laßt ihn in Frieden sterben, ich kann keine zweite Trennung von ihm ertragen, wenn er dem König überliefert wird, dessen Henkerbeil er durch ein Wunder entronnen ist."

Olaf begriff die Scene nicht, verstand nicht, was die Mutter wollte; er hatte nur verstanden, daß sein Papa noch nicht tot sein sollte. Da ging er zu dem Grafen, faßte seine Hand und sagte mit thränenvollen Augen: „Großväterchen, hilf Du, Du kannst es."

Der Dämon des Hasses flüsterte dem Greise zu: „Der Augenblick der Rache ist gekommen, benutze ihn." Aber da stand der Engel der Liebe in Gestalt eines schuldlosen Kindes, das für den Vater bat. Den hilflosen Mann dort liebte seine Tochter mehr als den Vater; die Kinder waren Waisen, wenn jener die Augen zum Leben nicht wieder öffnete. Die edleren Regungen siegten;

festen Schrittes trat Alexander auf seine Tochter zu und sagte: „Unter meinem Dache wird niemand den Grafen Ridders suchen, und sollten es die Schergen der Königsgewalt dennoch thun, dann, bei Gott, sollen sie ihn nicht finden. Erhalte Deinen Kindern den Vater, Hertha, wenn Gott ihn euch noch nicht genommen, bereite ihm ein Lager und bringe den Jungen zu Bett."

Schweigend gehorchte Gräfin Hertha. Nachdem sie alles für den Gatten hergerichtet, so daß sie ihn der Sorge treuer, bewährter Diener überlassen konnte, brachte sie Olaf zu Bett, der ihr jetzt nur allzu willig folgte; die von Thränen schweren Augenlider wollten auch gar nicht mehr offen bleiben, und brechenden Herzens versprach ihm die Mutter: wenn er jetzt artig einschlafe, sollte er morgen früh den Papa sehen, der so fest schlafe.

Die Diener waren zurückgetreten vom Lager des Grafen Ridders; nur Graf Holm und Hertha standen an demselben; da schlug der Erstarrte die Augen auf, dieselben trafen die Gattin, und sie leuchteten auf in tiefer, starker, treuer Männerliebe. „Hertha," rief er, und der Name sagte alles, was er für sie im Herzen trug. Dann schlossen sich diese schönen Augen wieder, die die Sterne auf Herthas Lebensweg waren, und die Bewußtlosigkeit des Fiebers hüllte den Schwerkranken ein. Graf Holm hatte diesen Blick gesehen, den Ruf „Hertha" gehört, und in seinem Herzen rang und kämpfte es. Die Liebe, die sich nach zehnjähriger Ehe noch so kündete, sie mußte echt und wahr sein. Liebe war die ganze Schuld, die jener Mann dort gegen ihn begangen; er selbst hatte geliebt als Jüngling und hätte sich damals nicht besonnen, das Gleiche mit und um Wanda zu thun, was Harald für Hertha gethan. „Die Rache ist mein, ich will vergelten," spricht der Herr. „Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet."

7.

Fast zwei Monate lag Graf Harald Ridders in der Bewußtlosigkeit des Fiebers, und der Tod stand dräuend an seinem Krankenbett. Hertha war aber nicht allein seine treue Pflegerin, sie vernachlässigte auch ihre anderen Pflichten als Hausfrau, Tochter und Mutter nicht. Wenn der alte Graf auch bisweilen am Bett des Schwiegersohnes saß, damit die Tochter zeitweilige Ruhe habe, so war er zu einer eigentlichen Krankenpflege doch zu schwach und bedurfte selbst der Pflege nur allzusehr, die ihm auch von der Tochter gewissenhaft zu teil wurde. Mit der todesbangen Sorge im treuen, liebenden Herzen ging Gräfin Hertha in ruhiger Hoheit umher, keine Klage kam je über ihre Lippen, keiner litt unter ihrer Sorge, ihrem Schmerz, und bewundernd sah der alte Graf auf diese Tochter, die von Tag zu Tag sein Herz mehr eroberte.

Ihrem Knaben verhehlte sie die Gefahr, der daher nie Angst um den Vater fühlte; er fragte wohl nach demselben und wollte ihn auch sehen. Um diesen Wunsch zu erfüllen, benutzte sie die kurzen Augenblicke, wo der Kranke in unruhigem, fieberhaftem Schlummer lag, in dem Zustand, wenn er die Augen offen hatte, durfte sie ihn seinem Knaben nicht zeigen. Nach Kinderart war derselbe denn auch mit diesen kurzen Besuchen zufriedengestellt, mied gern die dumpfe, schwüle Atmosphäre des Krankenzimmers, und überließ sich in dem im andern Flügel des Schlosses gelegenen Kinderzimmer fröhlich und sorglos seinen Spielen, während unter demselben Dach der Vater zwischen Leben und Tod rang und das Herz der Mutter fast brechen wollte im ungeheuren Schmerz.

Wenige Tage, nachdem Harald Ridders in das Herrenhaus gebracht war, erschien vor demselben ein Trupp Soldaten, geführt von einem Offizier. Letzterer begehrte den Grafen zu sprechen und ward sogleich vor Alexander Holm geführt.

„Herr Graf," begann er, „wir suchen den Rebellen Harald Ridders, und die Spur desselben ist uns in der Nähe von Schloß Holm verloren gegangen."

„Was soll das mir?" fragte Alexander beleidigt. „Sucht man einen Rebellen im Hause eines treuen Unterthanen Seiner Majestät Christian II.? Glaubt man, ich werde das Glied einer Familie hehlen, mit der die meinige seit einem Jahrhundert in Feindschaft lebt?" Das sichere Auftreten Alexanders und die von ihm vorgebrachten Gründe imponierten dem Offizier.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf," sagte er verlegen, „an ein Verbergen des Flüchtlings habe ich ja nicht gedacht; ich wollte nur fragen, ob man von demselben hier etwas wüßte, da die Spur hier endet. Am Morgen jenes Tages, da man in Stockholm die Rebellen zum Blutgerüst führte, fand man in Harald Ridders Zelle einen Fremden, der erklärte, sein Herr, der Graf Ridders, sei am Abend vorher in der Franziskanerkutte, in der er zu ihm gedrungen, entflohen. Ob der Gefangenwärter schuldig oder nicht, ob er gewußt, daß er einen andern in der Mönchskleidung hinausführte, als er hineingelassen, war ihm nicht zu beweisen, und in der Verwirrung, die an jenem Tage in Stockholms Kerkern herrschte, auch nicht weiter untersucht worden. In dieser Verwirrung entkam auch der vermeintliche Franziskaner, der wahrscheinlich ein Diener des Ridders'schen Hauses gewesen ist. Mein König aber erfuhr zu spät, daß Sten Stures treuester Freund dem Blutbade entronnen ist und hat uns hinter ihm hergesandt, wir müssen ihn also suchen und werden ihn schon finden."

„Suchen Sie," sprach Alexander Holm mit der beleidigten Miene eines Fürsten, der einen in Ungnade gefallenen Unterhan entläßt.

Nach einiger Zeit erhielt Graf Holm wieder Besuch von einem dänischen Offizier, der sich erkundigen sollte, was die täglichen Besuche des Arztes aus der benachbarten Stadt zu bedeuten hätten.

„Mein Haushofmeister ist erkrankt," erwiderte der alte Graf, „und wenn die Todesstunde auch vielleicht noch fern ist, so bin ich es doch einem alten, treuen Diener, der länger als dreißig Jahre in meiner Familie ist, schuldig, alle Erleichterungen zu verschaffen, die in meiner Macht stehen. Dazu gehört vor allem der Besuch des Arztes, den zu bezahlen mir, dem alleinstehenden, reichen Mann, nicht schwer wird."

„Johann," wandte er sich an den in demselben Zimmer befindlichen Diener, „geh' zu dem Kranken und sieh zu, ob ihn der Arzt schon verlassen hat, ich will den Abgesandten meines Königs an das Krankenbett führen, um ihn durch den Augenschein zu überzeugen, da Seine Majestät mir mißtraut."

Der Diener eilte fort, der Offizier wollte den Grafen nicht in das Zimmer des Haushofmeisters begleiten, da er seinen Worten vollständig glaube, aber der in seiner Ehre gekränkte Hausherr bestand darauf, nachdem Johann gemeldet, der Arzt sei fort, der Kranke aber unnahbar. — Ein heftiges Stöhnen drang aus dem Zimmer des Haushofmeisters, noch ehe der Graf mit dem Fremden eingetreten; der im Bette Liegende wandte sich nicht nach den Eintretenden um, kehrte das Gesicht nach der Wand und ächzte weiter. Der Offizier hatte genug gesehen; er entschuldigte sein Eindringen, das auf höheren Befehl geschehen sei, und Schloß Holm blieb von da ab unbelästigt. Treue Diener hatten den todkranken Flüchtling gerettet; niemand außer der Dienerschaft hatte den Eintritt der Ridders'schen Familie ins Schloß gesehen, und hier gab es keine Verräter. —

Nach zwei Monaten endlich erwachte Graf Harald aus Fieberträumen, und wieder war es die treue Gattin, die er zuerst erkannte; wieder war ihr Name das erste Wort, das er bei vollem Bewußtsein sprach. Graf Holm erkannte er nicht wieder, und immer bestürmte er Hertha mit Fragen, wie er, wie sie hierherkomme. Die volle Wahrheit hielt man zu gefährlich für einen Patienten, an dessen Krankenbett der Arzt soeben die erste schwache Hoffnung auf Wiedergenesung ausgesprochen, und sie begnügte sich, ihm zu sagen, daß sie während seiner Abwesenheit unter den Schutz ihres Vaters geflüchtet sei und daß seine Flucht in der Nähe von Schloß Holm ihr Ziel gefunden habe, das ihr Vater somit auch ihm gastlich geöffnet habe.

Da erzählte ihm in einem unbewachten Augenblick sein Sohn von dem Brand des Schlosses Ridders, das die Soldaten des bösen Königs angesteckt und ihn und Mütterchen und Wanda vertrieben hatten. Das war zu viel für die Kraft des Schwerkranken; eine Ohnmacht umhüllte seine Sinne, und ein Rückfall war die furchtbare Folge.

Aber endlich siegte doch die Jugendkraft in Graf Ridders, und es kam ein Tag, da der Arzt ihn vollständig außer Lebensgefahr erklärte. Langsam und abgerissen, soweit es die wiedererwachenden Kräfte gestatteten, erzählte er nunmehr von seiner Gefangenschaft und Flucht. Es war am Abend vor dem Stockholmer Blutbad gewesen, als sein treuer Diener in Priesterkleidung in seinen Kerker gedrungen und ihn, an Frau und Kinder erinnernd, beschworen, die Kleider mit ihm zu tauschen, da das Henkerbeil dem Adel Schwedens und den Anhängern Sten Stures drohte. Die Mahnung an Frau und Kinder wirkte, und so war Harald die Flucht gelungen in Priesterkleidung.

Gehetzt und gejagt von Christians Soldaten, wie jener andere hohe Flüchtling, zog er durch Schwedens Gauen, planlos, ziellos, ohne Kunde von Weg und Steg, bis er, matt gehetzt, an jenem Dezembertage unter den fallenden Schneeflocken zusammensank, er wußte nicht wo, so weit von Menschenwohnungen, daß ihm keine Hilfe hätte werden können, wenn ihn nicht der Instinkt des Tieres gerettet. Nach der Kunde von dem Brande seines Schlosses wußte er auch, wie er mit dem Vater seiner Gattin stand, der nicht vergeben konnte, was das schuldige Paar ihm einst gethan.

(Schluß folgt.)

Junggesellenfreuden.

Humoreske von Paul Bliß. (Nachdruck verb.)

Eduard Franke war wütend. Alles ging heute verkehrt, nichts gelang. Es war eben ein Unglückstag, einer von denjenigen Tagen, an denen sich alles verschworen zu haben scheint, unsere Pläne zu durchkreuzen, indem sich ein Mißgeschick an das andere reiht.

Es war ein Donnerstag, trüb und regendrohend mit kalten Nordwestwinden.

Und gleich am frühesten Morgen hatte das Pech für Eduard begonnen. Als er sich um acht Uhr vom Lager erhob, stieß er gegen den Nachttisch, so daß die Wasserflasche umfiel, in Scherben dalag und das kalte Wasser über seine nackten Füße sich ergoß.

Fluchend rettete Eduard sich ins Trockene, kleidete sich schnell an und rief dann seine Wirtin, die mit einem Scheuertuch der Ueberschwemmung Einhalt gebot.

Das zweite Mißgeschick ereilte ihn, als er das Frühstück nehmen wollte. Die Theekanne war so heiß, daß er sich die Finger daran verbrannte, vor Schreck ließ er die Kanne sinken und zerschlug so das feine japanische Service.



Kaiserin Friedrich †. (Mit Text.)

Wütend ging er in seinem Zimmer auf und ab. Nun kam die Morgenpost. Natürlich nur schlechte Nachrichten, unverhoffte Aergernisse und Enttäuschungen — anders konnte es auch heute nicht sein, denn es war eben ein Unglückstag.

Um zehn Uhr ging er aus. Der erste, der ihm entgegenkam, war ein Freund, der ihm zwanzig Mark abborgte. Resigniert lächelte Eduard. Der Zweite, der ihn ansprach, war sein Schneider, — er wollte gerade einen Wechsel präsentieren, — geduldig lächelnd ging Eduard mit dem Bekleidungskünstler zurück in seine Wohnung und zahlte den fälligen Betrag. Da gewahrte er zu seinem Erstaunen ein Briefchen auf dem Schreibtisch: seine Wirtin steigerte ihn um zehn Mark; aber auch dazu lächelte er nur noch, er war eben heute auf alles gefaßt.

Um elf Uhr ging er zum zweitenmal aus. Durch die anderen Unfälle vorsichtig geworden, schritt er nun ganz behutsam aus, um nicht gar mit jemand zusammenzurennen oder zu fallen.

An der ersten Ecke aber rempelte er bereits eine alte Dame an. Jetzt kochte er vor Wut, aber er mußte sich zusammennehmen und höflichst um Entschuldigung bitten.

„O, das macht gar nichts, Herr Franke," versicherte die alte Dame lächelnd.

Eduard war starr — sprachlos blickte er die Alte an, — er besann sich absolut nicht.

„Vor vier Wochen, Herr Franke, bei dem Geheimrat Schwarz, — Sie entsinnen sich wohl nicht mehr, — Sie waren der Tischnachbar meiner Johanna" — und mit süßem Lächeln sah sie ihn an.

Da wußte er mit einmal alles. Gnade mir Gott! dachte er, das war die verliebte alte Jungfer, die so lang und so trocken wie eine Hopfenstange war, — und dann entgegnete er mit verbindlichen Worten:

„Tausendmal Verzeihung, meine Gnädigste! ich habe so ein außerordentlich schlechtes Personengedächtnis!"

„O, bitte, Herr Franke, das kann ja vorkommen; aber vielleicht geben Sie uns auch einmal die Ehre, — meine Johanna würde sich sehr freuen."

„Aber gern, gnädige Frau! wird mir eine Ehre sein!"

„Alle Donnerstag empfangen wir, — auf Wiedersehen, Herr Franke!" Lächelnd ging sie weiter.

Und Eduard versprach noch einmal, daß er kommen werde, als er aber wieder allein war, dachte er lächelnd: laßt euch nur nicht die Zeit lang werden! Nun wurde er aber mißtrauisch, und um noch anderen unangenehmen Begegnungen zu entgehen, beschloß er, nach Hause zurückzukehren. —

Daheim angekommen, wollte er lesen, kaum aber hatte er die ersten zehn Seiten hinter sich, als in der Etage über ihm die Klavierstunde begann. Mit der Ruhe war es aus. Das Buch flog in die Ecke.

Was nun? Nachdenkend stand er am Fenster und sah auf das Treiben der Straße. Plötzlich drang die Sonne durch die Wolken und warf ihr leuchtendes Frühlingslicht auf die noch eben so düstere Welt.

Sannie Krüger. (Mit Text.)

Da kam ihm eine Idee: schnell dinieren und dann einen Ausflug ins Freie machen, in den stillen Wald, der im Vorfrühling doppelt schön und reizvoll ist; da wird er einsam sein und sich über die lieben Nächsten nicht zu ärgern brauchen.

Sofort wurde die Idee ausgeführt. Er ging in sein Stammlokal. Aber o weh! es war ja Donnerstag und an diesem Tag der Woche steht Berlin im Zeichen der Erbsen-, Sauerkohl- und Pökelfleisch-Gerichte, und dies sonst so schmack- und nahrhafte Essen war Herrn Eduard Franke vom Arzt verboten worden, weil er einen schwachen Magen hatte; so wollte der vielgeplagte Mann sich eben ein anderes Menu zusammenstellen, als er von einem guten Freund angesprochen wurde.

„Was für ein jämmerliches Gesicht machst Du denn, Mensch!" Eduard begrüßte den Freund und klagte ihm sein Leid.

„Ja," entgegnete dieser lächelnd, „das sind die Junggesellenfreuden. Hättest Du eine Frau und einen gemütlichen Hausstand, dann wären Dir solche Sorgen erspart geblieben, so aber, als eingefleischter Junggeselle, mußt Du Dich über das Kneipen-Essen ärgern."

Eduard seufzte nur und musterte noch immer die Speisekarte.

„Nun, obschon Du es zwar nicht verdienst," sprach der Freund lachend weiter, „will ich Dir heute doch eine Freude bereiten: sei heute mein Gast. Ich habe gestern auf der Jagd meines Schwiegervaters einen kapitalen Hirsch geschossen, und den verzehren wir heute bei meinem Schwiegervater. Du bist feierlichst dazu geladen. Um drei geht's los. Widerspruch gilt nicht. Adieu!" Fort war er.

Eduard ging nach Hause und kleidete sich um. Natürlich ging auch das nicht glatt von statten. Am Oberhemd riß er ein Knopfloch aus und auf die helle Krawatte verschüttete er das rosenrote Zahnwasser, aber um zwei Uhr war er doch fertig zum Fortgehen.



Die Fossa (Cryptoprocta ferox). Gezeichnet von Paul Mangelsdorff. (Mit Text.)

Er machte noch einen kleinen Spaziergang, denn das Wetter war jetzt herrlich geworden, und um drei Uhr trat er in das Haus, in dem der bewußte Herr Rentier Schmidt die erste Etage bewohnte. Als er aber die eine Treppe erstiegen hatte, las er am Thürschild einen anderen Namen. Also wieder herunter. Doch



Der erste Bock. Nach einem Gemälde von E. Rau. (Mit Text.)
Verlag von Franz Hanfstängl, München.

der Portier war fortgegangen und die alte Frau wußte nur zu sagen, daß Herr Schmidt verzogen sei, Genaueres wußte sie nicht.

Eduard stöhnte, denn er hatte bereits ganz guten Hunger. Dann ging er in die nächstgelegene Konditorei, trank einen Cognac und schlug das Adreßbuch auf. Natürlich ohne das erwünschte Resultat, denn bekanntlich findet man den Namen Schmidt an die sechstausend Mal im Adreßbuch verzeichnet. — Eben wollte er wieder fortgehen, als ein junger Herr mit blondem, lockenumwalltem Haupt an ihn herantrat:

„Ach, verehrter Herr Doktor," bat der Jüngling, „das trifft sich ja ganz gut! Ich habe hier soeben ein neues Frühlingsgedicht beendet. Darf ich es Ihnen schnell mal vorlesen?"

Eduard sah ihn entsetzt an, dann aber antwortete er schnell: „Erstens bin ich kein Doktor und zweitens habe ich so großen Hunger, daß ich von Ihrem Frühlingsgedicht wohl kaum satt werden könnte. Damit empfahl er sich.

Nun nahm er einen Wagen und fuhr nach der Wohnung seines

Freundes. Aber natürlich war dieser bereits fortgegangen. Dafür aber erfuhr er nun wenigstens die neue Wohnungsadresse des alten Papa Schmidt. Mit knurrendem Magen machte er sich auf den Weg.

Doch kaum trat er aus dem Hause heraus, als ein Kutschwagen im schnellsten Galopp vorübersauste und dadurch das in großen Pfützen stehende Regenwasser hoch aufspritzen machte, so daß es Anzug, Hemd und Gesicht des Herrn Eduard recht unangenehm beschmutzte.

Der geplagte Mann lächelte jetzt nur noch. Er war jetzt schon so mürbe gemacht und in sein Mißgeschick dieses Unglückstages so ergeben, daß er sich mit philosophischem Gleichmut abfand. Also ging er in das nächstgelegene Hotel, gab dem Portier ein gutes Trinkgeld und ließ sich reinigen.

Um halb vier Uhr endlich war er ohne Unfall bei Herrn Rentier Schmidt. „Tausendmal Entschuldigung!" bat er.

Doch der alte Herr rief lachend: „Aber nein, mein lieber Herr Franke, wir müssen um Entschuldigung bitten! nämlich unsere Köchin hat den Hirschbraten total verbrennen lassen — sie ist nämlich verliebt, die gute Marie — und da muß ich Sie nun schon bitten, mit unserem bescheidenen Donnerstags-Gericht vorlieb nehmen zu wollen."

Eduard, dem ärmsten, begann es zu schwindeln, — „Erbsen, Sauerkohl und Pökelfleisch?" fragte er mit stockender Stimme.

„Jawohl, ganz delikat sogar!" entgegnete der alte Herr.

Nun, Eduard ertrug auch das noch, — er aß, weil er Hunger hatte; dann aber that er einen heimlichen Schwur, sein elendes Junggesellentum aufzugeben.

Hoffentlich hat er Wort gehalten!

Die letzte Audienz beim Kaiser.

Erzählung von Wilhelm Appelt. (Nachdruck verb.)

Es war zu Anfang des Jahres 1790, als Mozart eines Tages damit beschäftigt war, sich recht sorgsam anzukleiden. Als er eben den gestickten Staatsrock anzog, entrang sich ein tiefer Seufzer seiner Brust, hatte er doch einen schweren Gang zu machen, vor dem ihm gewaltig bangte; in einer Stunde sollte er bei seinem Kaiser zur Audienz erscheinen, um welche er gebeten.

Wie gern war er sonst dahin gegangen, da er schwärmerische Liebe und Verehrung Josef II. entgegenbrachte. Aber jetzt, wo derselbe todkrank war, sollte er vor ihn hintreten, um seine Entlassung aus den kaiserlichen Diensten zu erbitten, hatte ihm doch der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., die Leitung seiner Hofkapelle gegen einen Jahresgehalt von dreitausend Thalern angeboten, und er drang nun auf endgültige Entscheidung.

Dreitausend Thaler! Welch glänzende Aussichten auf ein sorgenfreies Leben eröffneten sich ihm dadurch! Wenn er die Stelle annahm, mußte er aber auch sein liebes Wien verlassen, an dem er wie mit ehernen Banden hing. Doch vor dem ernsten Mahner, der Sorge für seine Familie, mußten alle Bedenken verstummen.

Als er sich im Spiegel musterte, aus dem ihm sein Ebenbild mit einer wahren Leichenbittermiene entgegenblickte, rief er seiner Konstanze zu: „Komm her, mein liebes Weibchen, und sieh Dir hier im Spiegel den alten Griesgram an! Gelt, das ist Dein Wolfgang von ehemals nicht mehr! Jetzt giebst Du mir auf der Stelle einen Kuß, damit die Falten von meiner Stirne schwinden, kann ich mich doch so nicht vor dem Kaiser sehen lassen!"

Konstanze ließ sich nicht lange heißen, lachend fiel sie ihrem Manne um den Hals, ihn zärtlich küssend.

Unter Scherzen und Kosen wurde seine Laune rasch wieder eine bessere. Mit gemachter Würde begann er endlich: „Fortan heißt es bei meiner teuren Gattin fein ehrbar einherzuschreiten, denn die Possen und Schnackereien stimmen nicht zu der königlich preußischen Frau Hofkapellmeisterin, welche von jetzt an ihren Mann fleißig zu dirigieren hat, wie dieser die Kapelle, damit er nicht wieder dumme Streiche mache!"

Wehmütig fuhr er nach einer Weile fort: „Das lustige Wien wird mir im Anfang aber recht fehlen und auch die Menschen, die daselbst leben, die, trotzdem sie meine Musik nicht verstehen, doch recht gute Narren sind, unter denen es sich angenehm leben läßt!"

Da legte Konstanze beide Hände auf Mozarts Schultern, und ihm lange prüfend in die Augen schauend, sprach sie ernst: „Wolfgang, wenn Du vermeinst, daß nur hier der richtige Boden für Dein Schaffen ist, so fasse Deinen Entschluß ganz wie es Dir gut dünkt. Nicht meinetwegen gehe weg von hier, denn überall, wo ich mit Dir lebe, scheint mir die Sonne des Glückes, wenn es auch mitunter schwere Tage giebt!"

Da erkannte er so recht ihre tiefe Herzensneigung, die sie ihm entgegenbrachte. Um ihm keinen Schmerz zu bereiten, wollte sie weiter in Wien bleiben, und doch wußte er recht gut, wie sie sich ein sorgenloses Leben ersehnte.

„Wir gehen nach Berlin, und Kummer und Not lassen wir hier zurück!" rief er entschlossen. „Wenn es mir noch an der nötigen Festigkeit gefehlt, dem Kaiser mein Vorhaben frei und offen vorzutragen, so habe ich sie jetzt gefunden. Und nun leb' wohl, liebe Stanzi, und gieb mir Deinen Segen mit auf den Weg!"

Nachdem sie ihm denselben erteilt, besiegelte sie ihn der größeren Wirksamkeit halber mit einem innigen Kusse, dann sprach sie gerührt: „Wolfgang, bringe es dem Kaiser recht mild und gut vor, ist er doch so krank, und dann hat er auch tiefes Leid in letzterer Zeit erduldet, denn alles, was er Gutes geschaffen, wurde ihm verdächtigt, und viele seiner segensreichsten Verordnungen mußte er zurücknehmen. Dann sage ihm auch, daß ich alle Tage für ihn bete, damit er wieder recht gesund werde, um noch lange zu leben zum Heile seiner Völker! Vermelde ihm alles Liebe und Gute von mir, was Du nur ersinnen kannst!" — —

Als Mozart später die Treppe der Kaiserburg emporstieg, wurde ihm wieder recht bange zu Mute, und er mußte gewaltig nach Atem ringen. Wie ruhig und still war es überall, und die dienstthuenden Höflinge wagten nur zu flüstern. Gleich darauf betrat er das Gemach Josefs II.

Dieser saß blaß und verfallen in einem Lehnstuhle, mehr einem Bilde des Todes als des Lebens gleichend. Welch tiefe Wehmut umspielte seinen Mund, als er matt und mühsam Mozart die Hand entgegenreichte, welche dieser innig an die Lippen führte. Er war erschrocken über den leidvollen Anblick des Kranken und hätte vor Schmerz laut aufschreien mögen.

Als der Kaiser dieses sah, umspielte ein glückliches Lächeln seinen Mund und mild begann er: „Es freut mich, mein lieber Mozart, daß Sie noch einmal zu Ihrem Kaiser kommen, von ganzem Herzen freut es mich! — Sie können immer anfangen, die Musik zu einer Totenmesse für mich zu schreiben, denn ich fühle, daß es rasch mit mir zu Ende geht!"

Abwehrend rief Mozart erschüttert: „Majestät, wie können Sie ans Sterben denken! Die reiche Saat von Völkerglück, die Sie mit vollen Händen ausgestreut, werden Sie noch herrlich zur Reife gelangen sehen!"

„Mozart, meinen Sie wirklich, daß man mir einst Gerechtigkeit widerfahren lassen wird und spätere Enkel mein Andenken segnen werden?" fragte nach einer Weile der Kaiser mit vor Rührung bebender Stimme, worauf Mozart begeistert entgegnete: „Der Bürger und Bauer wird Ihr Andenken nie vergessen und Ihnen dereinst in Dorf und Stadt blinkende Standbilder errichten; aber auch jetzt hängt das Volk in Liebe an seinem guten Kaiser Josef!"

Da begann es in des Kaisers blauen Augen in feuchtem Glanze höher aufzuleuchten. Nach einer Weile fuhr er mit der Hand über die Stirn, sich bemühend, seine Rührung zu unterdrücken. Die Krankheit hatte ihn recht weich gestimmt. Dem Gespräch eine andere Richtung gebend, fragte er: „Was hat Sie zu mir hergeführt, mein lieber Mozart?"

Da vermeinte dieser, es nimmer aussprechen zu können; endlich begann er kleinlaut mit bebender Stimme: „Der König von Preußen hat mir die Leitung seiner Hofkapelle angetragen und — da bin ich so frei, von Eurer Majestät meinen Austritt aus den kaiserlichen Diensten zu erbitten!"

„Mozart!" rief der Kaiser schmerzlich berührt.

„Das Scheiden wird mir recht schwer, Majestät, aber —"

„Jetzt, da alles mir den Rücken kehrt, wollen auch Sie mich verlassen?! Nun, wo es bald mit mir zu Ende geht, will ein guter Freund von mir scheiden, das thut mir in tiefster Seele weh!"

„Halten zu Gnaden, Majestät, ich bleibe und bleibe gern!" rief Mozart rasch, und wie von einer schweren Last befreit atmete er auf. Wohin war mit einemmal sein fester Entschluß, die ihm angebotene gute Stelle in Berlin anzunehmen! Aber er konnte ja nicht anders handeln, da Josef II. ihn zu bleiben bat. Da gab es keine andere Wahl für ihn, und er vergaß sogar darauf, seine bedrängte Lage zu schildern und um bessere Besoldung und einen größeren Wirkungskreis zu ersuchen.

Bei der edlen Handlungsweise Mozarts zog dem Kaiser manches durch den Sinn, und er fühlte, daß er den großen Meister bisher viel zu wenig gewürdigt.

„Mozart, auch ich habe Ihnen nicht immer die gebührende Anerkennung gezollt; aber unsere Ohren waren noch nicht darnach gerichtet, all das Wunderbare und Erhabene, das Sie geschaffen, voll und ganz zu fassen, und auch bei mir ging es ziemlich langsam, mich dem Altgewohnten zu entreißen, und dann nahmen mich auch die schweren Regierungssorgen allzuviel in Anspruch. Ihre Musik gleicht einer neuen Offenbarung, die in kurzem siegreich die Welt durchziehen wird, und der Name Mozart wird meinem Oesterreich und dem ganzen deutschen Volke zu unauslöschlichem Ruhmesglanz gereichen! — Vergeben Sie mir, wenn ich dem oft unverstandenen Künstler nicht die Würdigung zu teil werden ließ, und trösten Sie sich damit, daß man auch mich nicht verstehen

wollte und daß Haß und Verleumdung mein Leben frühzeitig untergraben haben!“

Mozart war das Herz zu voll, um sprechen zu können. Nach einer Weile fuhr der Kaiser wehmütig fort: „Mit mir ist es bald vorüber, und Sie dürften Ihren Kaiser heut' zum letztenmal gesprochen haben. — Wenn ich nicht mehr bin, dann denken Sie meiner in Liebe und Treue und bewahren Sie mir ein freundliches Erinnern!“

Seiner nicht mächtig, sank Mozart an dem Kaiser nieder, dessen Hand mit Thränen und Küssen bedeckend. Aber auch Josef II. rannen unaufhörlich Thränen über die blassen, eingefallenen Wangen.

Und kurze Zeit nachher, am 20. Februar desselben Jahres, als kaum der junge Tag zu grauen begann, erklangen von allen Türmen Wiens in mächtigen Schlägen die Glocken, die Trauerkunde in die Lande hinaustragend, daß die blauen Kaiseraugen sich auf immerdar geschlossen.

Und als die Glocken noch immer weiterklangen, da knieten auch Mozart und Konstanze vor dem Christusbilde in ihrem Zimmer, für den geliebten, verstorbenen Kaiser Josef betend, und als es geschah, rollten ihnen perlengleich Thränen bitteren Leides über die Wangen.

Die Verjüngung älterer Obstbäume.

Nach einer Reihe von Jahren bringen sonst vorzügliche Bäume weniger Früchte, die Früchte werden klein und weniger wohlschmeckend, die Blätter erreichen nicht mehr ihre frühere Größe, die Triebe werden schwach, sterben an den Spitzen ab, der Baum zeigt Spuren von Altersschwäche.

Die Grundursache dieser Erscheinung liegt darin, daß mit dem zunehmenden Alter des Baumes der Holztrieb schwächer wird, so daß es bei sehr reich tragenden Sorten und ungedüngten Bäumen in ärmeren Böden recht oft vorkommt, daß sich die Endknospen aller Zweige und Aeste, welche naturgemäß Holztriebe geben sollen und müssen, in Fruchtknospen umwandeln, so daß gar kein neues Holz mehr erzeugt wird. Nun sind aber die an den Holztrieben stehenden Blätter bedeutend kräftiger entwickelt und darum viel leistungsfähiger als die am Fruchtholze erwachsenen, so daß letztere die hauptsächlichsten und wichtigsten Funktionen des Blattes, die Aufnahme und Verarbeitung von Kohlensäure aus der Luft, nur ganz ungenügend verrichten können. Infolge des im Bildungssafte eintretenden Nahrungsmangels verkümmern die Blätter immer mehr, neben ihnen wird aber auch die Neubildung von Saugwurzeln beeinträchtigt, so daß auch sie nicht mehr in der Lage sind, dem Boden genügende Mengen mineralischer Nährstoffe zu entnehmen. Hierdurch macht die allgemeine Entkräftung des Baumes immer weitere und schnellere Fortschritte, und muß sein endliches Absterben zur Folge haben, wenn nicht durch einen operativen Eingriff — sogenanntes Verjüngen — die mangelhaft funktionierenden Organe gekräftigt werden.

Wenn auch bei rationeller Behandlungsweise des Obstbaumes derartige Schwächezustände viel seltener eintreten, als bei Bäumen, deren Entwickelung man dem Zufalle überließ, so sind sie doch immerhin bei den von Natur sehr reich tragenden Sorten, oder veranlaßt durch äußere schädigende Einflüsse, wie Frost, abnorme Hitze, Insektenschäden 2c., nicht so vollständig ausgeschlossen, um das Verjüngen ganz unnötig erscheinen zu lassen. Als charakteristisches Zeichen dieses Zustandes treten zahlreiche Wasserschosse auf und zeigen uns, daß der Zeitpunkt zur Verjüngung des Baumes gekommen ist. Wir schneiden dann die Aeste bis zu dem Punkte zurück, an welchem sich die Wasserreiser zeigen. Stehen diese sehr dicht, so daß sie ineinander wachsen, so schneidet man einige aus und begünstigt nur die, aus welchen man die späteren Leitzweige erziehen will. Alle anderen kleineren Zweige an den Aesten und alle sonstigen Wasserschosse werden aber sorgfältig geschont; man lasse überhaupt im ersten Jahre möglichst viele Seitenverzweigungen stehen, mag der eingestutzte Baum auch einen noch so unschönen Eindruck machen, denn der Baum bedarf möglichst vieler Blätter, welche den durch die Wurzeln reichlich zuströmenden Saft umgestalten, ihm die nötige Kohlensäure aus der Luft zuführen.

Erst im nächsten Jahre, wenn die zur Wiederherstellung der Form bestimmten Zweige sich schon verästelt haben, können wir den größeren Teil der übrigen Schosse entfernen, 1/3 derselben lassen wir dem Baume indessen immer noch, schneiden sie aber, um ihr starkes Wachstum zu hemmen, auf die Hälfte ihrer Länge zurück, so daß der Hauptteil der Säfte den neuen Leitzweigen zugeführt wird. Schon bei Ausführung der Verjüngung ist darauf zu sehen, daß der Mittelast behufs Wahrung der pyramidalen Form länger bleibe als die Seitenäste.

Die beste Zeit zur Vornahme der Verjüngung ist der Herbst oder das erste Frühjahr. Mit der Verjüngung gleichzeitig ist auch eine durchgreifende Bodenlockerung und kräftige Düngung vorzunehmen. Auf diese Weise behandelt, wird sich die Form des Baumes recht bald ergänzen, und in wenigen Jahren schon giebt er wieder nennenswerte Erträge.

Die reichtragenden und schwachwüchsigen Kernobstsorten, sowie Pflaumen, Zwetschgen, Weichselkirschen werden vom einsichtsvollen Obstzüchter, auch ohne das Auftreten von Wasserreisern abzuwarten, alle 12 bis 15 Jahre regelmäßig so verjüngt, daß er die Kronenäste bis zur Hälfte zurückschneidet. Um aber in diesem Falle auch ohne Wasserschosse eine sofortige Erneuerung der Verlängerung zu haben, schneidet man den Hauptast immer über vorhandenen kleineren Seitenzweigen zurück. Durch die Verjüngung dieser Bäume und vorzüglich der Zwetschgen verbürgt man ihnen eine längere Lebensdauer und erreicht große Mengen vorzüglich entwickelter Früchte. Zum Schlusse sei aber noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß ein zu verjüngender Baum an Stamm und Aesten vollständig gesund sein soll, denn einen kranken Baum macht auch die Verjüngung nicht gesund, er lohnt überhaupt die auf ihn verwendete Arbeit kaum mehr und ist darum zu entfernen.

Von manchen Seiten wird empfohlen, die Verjüngung eines Baumes auf zwei bis drei Jahre zu verteilen. Erfahrene Obstzüchter wollen dieses Verfahren indessen nicht gutheißen, weil die im ersten Jahre verjüngten Aeste so rapid wachsen, daß sie den Wuchs der übrigen noch mehr schwächen, so daß an einem so behandelten Baume später von einer gleichmäßig entwickelten Krone wohl nie mehr die Rede sein kann. (D. prakt. Ratg.)

Immergrün.

Vom Hüttlein sproßt das Immergrün
Selbst unter Schnee und Eis. —
Ob auch die Freude immer grünt
Im Hüttlein drin, wer weiß —

— Die Freude? Ha, zum Kirchhof schau
Am Grab das Immergrün;
Die Freuden, die das Grab begrub,
Die sind auf immer hin!

Karl Landrock.



Das Denkmal der Kaiserin Elisabeth in Salzburg. In Salzburg hat am 15. Juli die feierliche Enthüllung des Standbilds der Kaiserin Elisabeth in Gegenwart ihres Gemahls, des Kaisers Franz Joseph, stattgefunden, aus welchem Anlaß von Wien aus eine Huldigungsfahrt nach Salzburg veranstaltet wurde. Das Denkmal, ein Werk des Wiener Bildhauers Professor Edmund Hellmer, ist in den Anlagen gegenüber dem Bahnhof aufgestellt. Die zwei Meter hohe Figur der Kaiserin ist aus Marmor gefertigt. In einfachem, faltenreichem Kleide ist die tote Fürstin dargestellt, ihre Züge tragen einen ernsten, melancholischen Ausdruck; die Hände falten sich leicht ineinander.

Max v. Puttkamer, der Staatssekretär für Elsaß-Lothringen, welcher diesen Posten seit 1889 begleitete, ist nunmehr von demselben zurückgetreten. Er vollendete am 28. Juni d. J. sein siebzigstes Lebensjahr, ist aber körperlich und geistig noch frisch. Herr v. Puttkamer hat Jus studiert und sich nach Absolvierung seiner Studien der richterlichen Thätigkeit zugewendet. Er war Kreisrichter in Fraustadt, wurde 1871 Appellationsgerichtsrat in Kolmar, und 1872 Generaladvokat beim reichsländischen Appellhof. 1879 wurde er Unterstaatssekretär der Justiz im Ministerium für Elsaß-Lothringen, 1889 Staatssekretär. Er war auch Mitglied des Deutschen Reichstags und des Preußischen Abgeordnetenhauses.

Kaiserin Friedrich †. Am 5. August abends ist die Kaiserin Friedrich auf ihrem Schloß Friedrichshof bei Cronberg im Taunus durch den Tod von ihren langen Leiden erlöst worden. Die Kaiserin, eine geborene Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland, wurde am 21. November 1840 im Buckinghampalast zu London geboren als das erste Kind aus der Ehe der Königin Viktoria mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg und Gotha. Am 25. Januar 1858 vermählte sie sich im St. Jamespalast in London mit dem damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, nachmaligen Kaiser Friedrich III. Der Ehe sind acht Kinder entsprossen, wovon zwei in jugendlichem Alter gestorben sind. Das erstgeborene Kind ist der jetzige Kaiser Wilhelm II. Durch den am 15. Juni 1888 erfolgten Tod des Kaiser Friedrich III. wurde sie in den Witwenstand versetzt und lebte seither meistens in stiller Zurückgezogenheit auf ihrem Schlosse Friedrichshof.

Frau Sannie Krüger †. Die Gemahlin des Präsidenten Krüger ist am 20. Juli nach nur dreitägiger Krankheit an Lungenentzündung im Alter von 67 Jahren in Pretoria gestorben. Bekanntlich ist die Gemahlin des greisen Präsidenten Krüger seiner Zeit nach der Flucht der Transvaal-Regierung in Pretoria verblieben, und hat dort eine Zeit trauriger Erlebnisse durchgemacht. Alsbald nach der Abreise ihres Gemahls nach Europa erkrankte die Präsidentin sehr schwer, und hat niemals sich wieder gänzlich erholt. Den greisen Präsidenten trifft dieser Verlust auf das schmerzlichste, hat doch seine Gattin, die treue Gefährtin seines Lebens und seiner zahlreichen politischen Leiden ihm stets in glühender Vaterlandsliebe heldenhaft zur Seite gestanden, wobei sie dann stets noch ein leuchtendes Vorbild als Gattin und Mutter gewesen ist. Zahlreiche Nachkommen, Kinder, Enkel und Urenkel trauern am Grab der Dahingeschiedenen.

Die Fossa des Berliner Zoologischen Gartens. Eines der hervorragendsten Prachtstücke des Berliner Zoologischen Gartens führen wir heute unseren Lesern vor. Es ist die „Fossa“ (Cryptoprocta ferox), das stärkste Raubtier, welches die Insel Madagaskar bewohnt. Die Fossa wird etwa anderthalb Meter lang, wovon der Schwanz allein ungefähr die Hälfte einnimmt. Der

Körper steht auf niedrigen, aber kräftigen Beinen: die Ohren sind abgerundet. Unter den kleineren Raubtieren giebt es wohl kein einziges, welches wilde Kraft und zierliche Formen so harmonisch vereinigt wie die Fossa; mag sie in blitzschnellen Sprüngen den Käfig durchmessen oder katzenartig einherschleichend sich an dem Boden entlang winden, immer wird man entzückt sein von den in jeder Bewegung eleganten Formen des schönen Tieres. Ueber die Lebensweise desselben haben wir nur unvollständige Nachrichten. Von den Eingeborenen wird es gefürchtet wegen seiner Raubgier, da es nicht nur in den Geflügelhöfen sehr unliebsame Besuche abstattet, sondern auch gelegentlich unter den jungen Ferkeln ein Blutbad anrichtet. — Wahrscheinlich beschleicht die Fossa mit Vorliebe die Perlhühner, Flughühner und Purpurhühner, wird aber ebenso den verschiedenen, Madagaskar eigentümlichen Rattenarten nachstellen. Der lange, sehr bewegliche, kurzhaarige Schwanz der Fossa bedeutet vielleicht, daß er bei weiten Sprüngen auch als Steuerruder dient; man könnte also vermuten, daß das Tier seine Beute auch in dem Gezweig der Urwaldbäume aufsucht.



Aufn. von Selle & Kuntze, Hofphotogr., Potsdam.

Denkmal Friedrichs des Großen an der Plantage in Potsdam.
(Geschenk Kaiser Wilhelms zur Jahrhundertfeier.)

Der erste Bock. Der Moosbauerwirt in Olang ist nicht nur als Scheibenschütz, sondern auch als Jäger im ganzen Pusterthal bekannt; gehört doch das edle Waffenspiel zu den volkstümlichsten Vergnügungen der Tiroler. Des Moosbauers Sohn, der blondhaarige Andresl, der dem Vater in so vielen Stücken gleicht, hat, obwohl erst zehn Jahre alt, schon so manchen Schwarzschuß auf die Standscheibe abgegeben. Heute ist des Moosbauers Herz mit großem Stolz und besonderer Freude erfüllt, denn sein Andresl hat den ersten Bock, einen starken Sechser, zur Strecke gebracht. Daß dieses freudige Ereignis nicht nur in der Familie, sondern auch im weiten Freundeskreis feierlich begangen wird, braucht wohl keiner Beteuerung. Beim Andresl bewährt sich wieder das alte Sprichwort: Was ein Häkchen werden will, das krümmt sich bei Zeiten! St.



So, so! „So, so, der Meyer ist der beste von allen Beamten im Bureau inwiefern denn?" — „Er hat den leisesten Schlaf von uns allen."

Die Macht der Gewohnheit. Richter (zum Bauer): „Aber Mensch, schreien Sie doch nicht so!" — Bauer: „I bitt schön, Herr Richter, meine Oechsle hören a wengerl schwer und da bin i halt g'wohnt, mit die andern a laut zu rede."

Lauter Schelme. Einst ritt König Friedrich Wilhelm I. von Preußen spazieren, als ein Buchbinder Reinhardt aus Berlin ihm in den Weg trat und sich beklagte, daß er am Stadtgericht einen Prozeß habe, den er nicht zu Ende bringen könne, weil er auf dem Rathause so viele Feinde habe. — Der König ernannte ihn zum Ratsherrn und befahl ihm, daß er von Zeit zu Zeit über die Wirtschaft des Magistrates Bericht erstatten solle. Nach mehreren Monaten traf ihn der König wieder auf der Straße und machte ihm Vorwürfe, daß er noch keinen Bericht geliefert habe. Reinhardt erklärte, daß er, seitdem er Mitglied des Magistrates geworden sei, eine andere Ansicht von der Sache erhalten habe. — Da rief ihm der König zu: „Ihr seid alle Schelmen, so lange ihr nicht mitregiert, so räsonniert ihr, und wenn ihr mitregiert, so macht ihr es nicht besser, als die anderen. W.

Ein verschwundenes Schloß. In dem Lustschlosse Salzdahlum bei Wolfenbüttel wurde Freitag, den 12. Juni 1733 durch den Abt Mosheim der Sohn Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Kronprinz Friedrich, getraut. Dieses Schloß war eine Schöpfung des Herzogs Anton Ulrichs, die auf seinen Befehl der Baumeister Hermann Korb im Jahre 1694 ausgeführt hatte. Es war mit einer Gemäldegalerie, einer Majolikasammlung und einer Kirche ausgestattet. Dahinter lag ein großer Garten mit Orangerie, der „Parnaß" und die Eremitage. Der „Parnaß" war ein Felsen, in den Grotten eingehauen waren, von dem Wasserfälle herabstürzten und auf dessen Gipfel ein vergoldeter Pegasus thronte. Auch nach dem am 27. März 1714 erfolgten Tode seines Begründers blieb Salzdahlum immer noch der Mittelpunkt glänzender Hoffeste, bis 1780 der sparsame Karl Wilhelm Ferdinand Herzog wurde. Napoleon I. verleibte das Herzogtum dem Königreich Westfalen ein. Am 18. Mai 1808 besuchte Jerome das Schloß, nach ihm kam der bekannte Plünderer der Kunstschätze, Denon, der die schönsten Gemälde, Statuen u. a. aussuchte und nach Paris schickte. Dieselben wurden allerdings im Pariser Frieden zurückgegeben, unterdessen aber hatte der König Salzdahlum der westfälischen Commune der Stadt Braunschweig geschenkt zum — Abbruch! Im Herbst 1811 fand eine Versteigerung sämtlicher noch vorhandenen Kunstgegenstände statt, und im Jahre 1812 wurde das Schloß eingerissen, der Garten geebnet, und wo einst der große König als Kronprinz seine Flitterwochen feierte, da befindet sich heute prosaisches Ackerland. D



Rindfleischsalat. Gekochtes, zartes, kaltes Rindfleisch möglichst dünnblättrig in kleine Stückchen geschnitten, mit nachstehender Sauce gemischt: Einige hartgekochte, feingeriebene Eidotter, mit etwas dicker, saurer Sahne gemischt, einige Löffel bestes Olivenöl unter beständigem Rühren langsam zugefügt, noch eine Weile gerührt, bis es dick ist und sich verbindet, dann Essig, langsam nach Geschmack feingeschnittenen Estragon, einige Schalotten, Pfeffer, Salz zugefügt.

Vermehrung von Stachelbeer- und Johannisbeersträuchern. Genannte Beerensträucher, wie es häufig geschieht, durch Teilung zu vermehren, ist nicht ratsam, da in den meisten Fällen eine Ausartung der Sorte eintritt. Die beste Vermehrungsart ist die durch Winterstecklinge. Man schneidet von den einjährigen Trieben im Herbste ca. 25 Centimeter lange Stücke und zwar so, daß sich die untere Schnittfläche möglichst dicht unterhalb eines Auges befindet. Diese Stecklinge werden auf ein Beet, welches jedoch nicht frisch gedüngt sein darf, in einem Abstand von 15—20 Centimeter gesteckt und gut festgedrückt. Im Frühjahr werden sie bewurzelt sein.

Wert des Bienenhonigs für Kinder. Man gebe den Kindern ausgiebig Honig und so oft als möglich. Besonders empfiehlt sich zum Frühstück warme, mit Honig versüßte Milch mit gutem Hausbrot. Das ist das gesundeste, schmackhafteste und verdaulichste Frühstück; insbesondere im Winter kann nichts zum Gedeihen der Kinder mehr beitragen, als solche Nahrung. Während Milch und kräftiges Brot die Kinder gut nähren, erwärmt der Honig den Körper und stärkt die Atmungsorgane. Die Ansicht, daß Honig unverdaulich sei und im „Magen liegen bleibe", wie viele glauben, ist ein Vorurteil; er ist nur dann unverdaulich, wenn er ohne Verbindung mit stickstoffhaltigen Nährmitteln in größeren Quantitäten genommen wird. Aber gutes Hausbrot mit Honig bestrichen, frommt den Kindern mehr als ganze Schachteln Kinderbisquits, Extrakte und andere Kunstprodukte.

Rätsel.

Das Erste ziehet durch das Land,
Hin seit Erschaffungszeiten,
Und es entlockt die kund'ge Hand
Manch zarten Ton dem Zweiten.
Das Ganze tönt auf hohem Orte
In mildem, lieblichem Akkorde.
Julius Falck.

Charade.

Die Ersten, sie bergen oft köstliches Naß,
Doch gleicht ihre Form weder Becher noch Faß.
Mit kräftigem Dritten, an festlichem Tag,
Nimmst du ihren Inhalt bei frohem Gelag.
Das Ganze erscheinet dir oftmals beim Bau,
Es trägt schwere Lasten mit kräftigem Tau.
Julius Falck.

Silbenrätsel.

Die folgenden Silben:
ci, erb, fe, gu, he, ho, i. is, kän, kon, la, land, lei, li, lo, me, ment, ne, ni, öl, pal, pe, ra, re, reb, ruh, se, so, tem, tisch, tro,
sind zu 11 Wörtern zu vereinigen, welche bezeichnen: 1) Einen biblischen Berg. 2) Ein Tropengewächs. 3) Einen Gegenstand abgöttischer Verehrung bei den Wilden Afrikas. 4) Eine sagenhafte Sirene im Rhein. 5) Eine europäische Insel. 6) Eine Südfrucht. 7) Ein Blasinstrument. 8) Ein Beuteltier. 9) Eine Hülsenfrucht. 10) Einen kaiserlichen General im dreißigjähr. Kriege. 11) Eine andere Bezeichnung für Gemütsart. Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten zwei gesellschaftliche Tugenden. Heinrich Vogt.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Gabel, Babel, Fabel, Kabel. — Der Charade: Blei, Kugel, Bleikugel. — Des Arithmogriphs: **S**chwerin, **C**eres, **H**irse, **W**eser, **E**iche, **R**echen, **I**rene, **N**iesen.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.